

Matthias Hembrock, Drensteinfurt

Erfahrungsbericht über die Fusion von drei Pfarreien

„Wer versucht, an möglichst vielen Orten zu retten, was zu retten ist, brennt irgendwann aus. Besser ist es, ... wieder ein brennendes Herz zu spüren.“ Wie ist dies möglich angesichts einer Großpfarre, die aus vormaligen eigenständigen Pfarrgemeinden neu errichtet wurde? An Beispielen des werk- und sonntäglichen Gottesdienstlebens, entlang des Kirchenjahres und der Kasualien wird erkennbar, wovon sich Gemeinden und Seelsorger/innen verabschieden müssen; deutlich zeigt sich aber auch, welches Potenzial gegeben und welches neue Wachstum möglich ist, wenn die Verantwortlichen auf Qualität setzen, das liturgische „Angebot“ konzentrieren und gezielt entwickeln. (Redaktion)

Einleitung

Die Zusammenlegung von Pfarreien ist formal gesehen zunächst ein Rechtsakt: die bisherigen Pfarreien werden aufgelöst, eine neue wird gegründet, die Seelsorger werden ernannt und die Gremien errichtet. Im Bistum Münster drängt die Bistumsleitung zudem darauf, dass die Katechesekonzepte vereinheitlicht werden. Die Organisation von Liturgie und Caritas hingegen bleibt den Gemeinden vor Ort frei überlassen.

Die Verantwortlichen für die Seelsorge standen also im Jahr 2006 vor der Aufgabe, das liturgische Leben der neu entstehenden Großpfarre zu planen. Als erster Schritt der Gemeindefusion wurden die drei Pfarreien auf pastoraler Ebene zusammengeführt zu einer Seelsorgeeinheit mit ca. 10 500 Katholiken in drei Orten. Im Seelsorgeteam haben wir den Entwurf einer neuen Gottesdienstordnung erarbeitet und diesen dann bei einer gemeinsamen Sitzung der noch selbstständigen Pfarrgemeinderäte der drei Pfarreien diskutiert. Auf drei Kriterien haben wir uns geeinigt: (1) Es sollte zwischen den drei Pfarreien möglichst gerecht zugehen (ein Schlagwort war: „Minderheiten haben Rechte, Mehrheiten auch“), (2) die vorhandenen Kräfte der liturgischen Akteure mussten berücksichtigt werden und (3) das liturgische Leben vor Ort sollte möglichst erhalten bzw. sogar ausgebaut werden. So ist eine Gottesdienstordnung entstanden, die dann in jedem Ort in einer Gemeindeversammlung vorgestellt und diskutiert wurde. Seit fünf Jahren gilt nun die neue Ordnung. Sie musste nicht modifiziert werden, als im Jahr 2010 die Fusion vollständig vollzogen und die neue Katholische Kirchengemeinde St. Regina Drensteinfurt gegründet wurde.

Das war zwar eigentlich nur ein Vorgang auf der Verwaltungsebene, bedeutete aber für die Menschen emotional sehr viel. Deshalb haben wir die Fusion auch liturgisch sorgfältig gestaltet¹ und dabei erneut die Erfahrung gemacht, dass Liturgie, vor allem die Eucharistie, eine Quelle sein kann, aus der neues Leben in die Kirche einströmt. Aber sie gut zu gestalten braucht Energie, Überlegung und natürlich handelnde Personen. Laut Stellenplan stehen für die neue Pfarrei ein Priester des Bistums, ein Priester der Weltkirche und zwei Pastoralreferentinnen zur Verfügung. Hinzu kommen drei ehrenamtlich tätige verheiratete Diakone mit Zivilberuf, von denen einer noch berufstätig ist (also keine Beerdigungen vornehmen kann),

¹ Vgl. Hembrock (2011) 36–37.

und vier emeritierte Priester, von denen aber nur einer als Zelebrant zur Verfügung steht. Momentan ist ein weiterer Priester des Bistums hier – es gab aber umgekehrt auch Zeiten, wo nur ein im aktiven Dienst stehender Priester in dieser Pfarrei eingesetzt war.

Im Folgenden möchte ich das liturgische Leben in unserer Gemeinde in drei Abschnitten beschreiben: (1) der Sonntag und die Woche, (2) das Kirchenjahr und (3) die verschiedenen Gottesdienstformen.

1. Der Sonntag und die Woche

Am Sonntag feiern wir die Eucharistie in jeder der drei Kirchen je einmal – in zwei Kirchen gibt es zusätzlich eine Vorabendmesse. Hinzu kommt eine Messe in einer Kapelle, die von benachbarten Kapuzinern zelebriert wird. Die Messzeiten liegen im Abstand von 90 Minuten, so dass der Priester und die Kantorin ohne Überschreitung der zulässigen Höchstgeschwindigkeit von Kirche zu Kirche fahren können und sogar noch vor einer jeden Messe ein wenig Zeit zum Gespräch mit den anderen liturgischen Diensten haben bzw. danach etwas Zeit bleibt, um die Leute auf dem Kirchplatz zu grüßen. Aufgrund dessen liegen zwei Sonntagsmessen recht früh (8:00 Uhr) bzw. spät am Vormittag (11:00 Uhr), was bei vielen auf Kritik stößt. Nichts fällt den Menschen schwerer, als Lebensgewohnheiten zu ändern. Mancher hat deshalb aufgehört, jeden Sonntag zur Kirche zu kommen, feiert stattdessen den Fernsehgottesdienst mit oder fährt woanders hin. Die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstteilnehmer ist durch die Fusion gesunken. Die 11:00-Uhr-Messe (in der Pfarrkirche) hat sich aber zu einem kleinen Magneten entwickelt. Dort gibt es einen extra Wortgottesdienst für Kinder, hin und wieder musikalische Höhepunkte oder bestimmte Anlässe, die gefeiert werden – dann häufig mit anschließendem Beisammensein –, so dass eine Reihe hoch motivierter und engagierter Katholiken dort eine gottesdienstliche Heimat gefunden hat.

Hier zeigt sich ein erster Schwerpunkt unseres Konzeptes: Qualität geht vor Quantität. Obwohl wir dreizehn reguläre Messen pro Woche feiern, ist das eine deutliche Straffung gegenüber früher. Wir Priester wollen und können nicht von einer Messe zur anderen hetzen. Lieber investieren wir in (fast) jede Messe liturgische Gestaltungskraft. So gibt es ein eigens gestaltetes wöchentliches Totengedächtnis in jeder Teilgemeinde;² in der Altenheim-Messe spielt ein Organist und drei Kommunionssponder bringen die Kommunion zu den bettlägerigen Bewohnern; in den Werktagsmessen gibt es in der Regel einen Organisten, einen Lektor und Messdiener (z. T. Erwachsene); in Sonntagsmessen alle vorgesehenen liturgischen Dienste: geschulte Messdiener, eine hervorragende Organistin, Beteiligung von Chören und Scholen; außerdem gehören zur Sonntagseucharistie standardmäßig der Vortrag beider nicht-evangelischen Lesungen, Antwortpsalm, gesungenes Halleluja mit Vers, die Verwendung eines Evangeliars, Kelchkommunion für alle³. Natürlich bemühen wir uns zudem um eine gute „ars celebrandi“ und um lebensnahe Predigten auf der einen Seite sowie um die Einbeziehung möglichst vieler „Laien“ auf der anderen Seite. Es ist eine Freude zu erleben, wie im Laufe der Jahre die Qualität der Gottesdienste immer weiter gestiegen ist. Der jüngste Entwicklungsfortschritt sind die Kantoren, die mutig vom Ambo aus den Antwortpsalm und den Hallelujaruf und -vers vorsingen, motiviert und angeleitet von der hauptberuflichen Kantorin, die A-Musikerin ist und das Talent hat, andere für liturgischen Gesang zu begeistern.

² Vgl. Hembrock (2007) 54.

³ Vgl. Hembrock (2005) 17–19.

Nach und nach hat sich ein zweites Merkmal unseres liturgischen Lebens herauskristallisiert: Differenzierung statt Einheitsbrei. Es ist zwar für die Akteure anstrengend, aber trotzdem fördern wir die Vielfalt. Es ist eher selten, dass in einer Sonntagsmesse „nichts Besonderes“ vorkommt. Da sind die Schützen, die ihr Fest feiern, da ist der Verband, der ein Jubiläum hat, da kommen die Pfadfinder, die das Georgsfest begehen, da ist ein Ehejubiläum, ein Sechswochenamt, die Einführung oder Verabschiedung eines Seelsorgers und vieles mehr. Solche Anlässe müssen sich in das normale Gerüst gottesdienstlicher „Angebote“ einfügen, kommen aber in der Messgestaltung vor. Somit binden wir Gruppen und Personen ein, geben ihnen Raum in der Liturgie und führen sie zur aktiven Teilnahme („*participatio actiosa*“) an der Messe hin. Letzteres erreichen wir auch mit Hilfe der Erstkommunionkatechese, womit ich zum zweiten Abschnitt komme.

2. Das Kirchenjahr

Auch hier leitet uns das Prinzip, sowohl Einheit als auch Vielfalt zu suchen. Allerdings würde ich im Blick auf die drei Kirchorte unserer Gemeinde heute nicht wiederholen, was ich anfangs als Richtschnur sagte: „Soviel Eigenständigkeit wie möglich, soviel Einheit wie nötig“. Das war ein Zugeständnis an das Drängen vieler, vor allem aus den kleineren Gemeinden, die möglichst viel Althergebrachtes bewahren wollten. Besser ist es, von der jeweiligen liturgischen Feier her zu denken und nicht auf alle lieb gewordenen Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen.

So wäre es durchaus möglich, in jeder Kirche eine Osternacht zu feiern. Aber im Unterschied zu dieser „besonderen Vorabendmesse“, wie jemand sie nannte, war die Teilnahme an der Messe vom Letzten Abendmahl und an der Karfreitagsliturgie extrem gering. Es ist aber sinnlos, nur die Osternacht als „liturgisches Bonbon“ zu feiern, ohne zuvor die ersten beiden Etappen des Triduum gegangen zu sein, die etwas spröder und anstrengender sind. Deshalb haben wir an dieser Stelle die Liturgie „fusioniert“, um zu erreichen, dass jede einzelne Feier gebührend gestaltet und mitempfunden werden kann.⁴

Anders an Weihnachten: da haben wir nicht nur alle bislang üblichen Gottesdienste beibehalten, sondern sogar am Nachmittag des Heiligen Abend in einer der Filialkirchen eine zusätzliche Gottesdienstform eingeführt, die sogenannte „offene Kirche“. Da wird zwei Stunden lang die Kirche mit verschiedenen Angeboten für Familien mit Kindern „bespielt“: Lieder singen, Krippe betrachten, basteln, die Weihnachtsgeschichte hören etc.

Auch zu Fronleichnam: da führen wir an jedem der traditionellen Orte eine Prozession durch in der je üblichen Form mit leichten Änderungen. An diesen und anderen Stellen im Kirchenjahr ist nämlich die Teilnahme an den Gottesdiensten ganz gut, so dass ein weit gefächertes Programm sinnvoll ist.

Etwas Besonderes ist die Erstkommunion. Sie ist eine kirchliche Erfolgsgeschichte, wenn man sie als missionarische Chance begreift. Hier im ländlichen Raum erreichen wir eine nahezu hundertprozentige Erfassung des jeweiligen Jahrgangs. Jahr für Jahr begleiten wir somit eine „Schicht“ der Gemeinde nach der anderen durch unser entsprechendes Katechese- und Gottesdienstprogramm und schaffen es, einen langsam wachsenden Sinn für die Bedeutung der Eucharistie zu fördern. Klar ist, dass neben den Kindern die Eltern im Mittelpunkt unserer pastoralen Aufmerksamkeit stehen. Wir fordern sie ungeniert dazu auf, (zumindest) wäh-

⁴ Vgl. Hembrock (2011a) 20–21.

rend der Katechese – das sind ca. vier Monate – jeden Sonntag zur Kirche zu kommen. Bei Eltern- und Katechetenabenden und eben in den Sonntagsmessen werden sie – genau wie die Kinder – gemäß den Regeln der Elementarisierung in die Bedeutung der Teile der Messe eingeführt. Die Feier der Erstkommunion ist dann so feierlich und lebensnah wie möglich. Anschließend bekommen wir immer sehr viel Lob und Anerkennung und es bleiben jedes Jahr eine Handvoll Personen hängen, die z. B. Lektor, Kommunionsspender oder Katechet werden.

Am Beispiel der Erstkommunion zeigt sich, dass es sich lohnt, im Kirchenjahr Schwerpunkte zu setzen. Dazu muss man aber das immer laufende Gottesdienstprogramm konzentrieren, um freie Kapazitäten für das Außergewöhnliche zu haben. Ähnlich ist die Schwerpunktsetzung bei den Kasualien, womit ich zum dritten Punkt komme.

3. Verschiedene Gottesdienstformen

Zunächst die ernüchternde Feststellung, dass Gottesdienstformen, die in der Auseinandersetzung liturgischer Fachkreise Hochkonjunktur haben, bei uns noch nicht stattfinden. Regelmäßige Tagzeitenliturgie und von geschulten Laien geleitete Wort-Gottes-Feiern gibt es so gut wie gar nicht. Außer an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wo in der Pfarrkirche die Vesper gefeiert wird, ist das Stundengebet Sache der Kleriker. Obwohl in den Kirchen nicht jeden Tag ein Gottesdienst stattfindet, erkennen wir keinerlei Ambitionen in den jeweiligen Orten, sich dort ohne Priester zum Gebet zu versammeln. Es gibt auch keine Klagen darüber, dass die Werktagsmessen seltener geworden sind. Als wir 2006 die monatlichen Seniorenmessen bei den jeweiligen Seniorennachmittagen abgeschafft und durch Andachten ersetzt haben, die entweder in der Kirche oder im Pfarrheim stattfinden, gab es kaum Widerspruch. Es gab leider auch kein Wachstum der Werktagsgottesdienstgemeinde, wofür wir geworben hatten. Mit dem Alter kommt nicht der Psalter. Kinder gehen bei uns aufgrund der monatlichen Schulgottesdienste häufiger zur Kirche als Senioren.

Das bedeutet: die althergebrachte katholische Frömmigkeit ist stark ausgedünnt. Jeden Tag zur Messe gehen, wenn es möglich ist, hat für die überwältigende Mehrzahl der Katholiken keinen Wert mehr. Die Leute suchen nicht mehr das objektiv gültig gespendete Sakrament. Sie wollen intellektuell angesprochen und emotional berührt werden. Wir akzeptieren das und versuchen, eine jede Messe – vor allem bei Kasualien – so zu feiern, dass die Mitfeiernden etwas davon mitnehmen können. Die Leute sind aber in unserer Eventkultur sehr anspruchsvoll geworden, was die Feiergestalt angeht. Andererseits sind viele fast ganz unbelastet von irgendwelchen liturgischen Vorerfahrungen und religiösen Kenntnissen. Es sind sehr hohe Anforderungen, die bei Kasualien auf die Priester zukommen. Nicht wenige Brautleute suchen deshalb für die kirchliche Trauung gezielt einen Priester aus, der für sie den schönsten Tag des Lebens entsprechend ihren Erwartungen gestalten soll. Wir leben in einer Dienstleistungsgesellschaft. Viele Anbieter stellen sich für Hochzeiten professionell auf und bieten ihre Fachkompetenz auf höchstem Niveau an: Fotografen, Gastronomen, Floristen, Kutschen- und Autoverleiher, Eventdesigner, Standesämter usw. Die Kirche steht ganz klar in diesem Spektrum und wird als religiöser Dienstleister wahrgenommen. Ob wir wollen oder nicht, es wird kritisch geprüft, wie gut wir sind. Das kann man positiv wenden und darin die Chance sehen, unsere Botschaft an den Mann und an die Frau zu bringen. Schließlich kommen bei Kasualien sehr viele Menschen zur Kirche, die wir sonst nie erreichen. Sie

wollen so bedient werden, wie sie es gewohnt sind: individuell und kompetent. Das gilt für Trauungen und Beerdigungen gleichermaßen, wenn auch in je spezifischer Weise.

Unsere Kräfte sind hier aber begrenzt. Wir haben nicht so viele Zelebranten, die in der Lage sind, die hohen Erwartungen der Menschen zu erfüllen. Ausländische Priester sind an dieser Stelle in der Regel überfordert. Ich würde es deshalb bei Trauungen begrüßen, wenn das Bistum hier subsidiär agieren würde, denn auf Pfarreebene stoßen wir an die Grenzen des Machbaren. Das Bistum könnte zentral einen Pool von Zelebranten und Kirchen im Internet anbieten, die für Hochzeiten zur Verfügung stehen. Wer im ländlichen Idyll heiraten möchte, könnte dort ebenso fündig werden wie der moderne Performer, der seinem Stil auch am Tag der Hochzeit treu bleiben will. Das Territorialprinzip greift bei Trauungen schon längst nicht mehr, die Leute suchen ohnehin den für sie passenden Ort und die ihnen zusagende Form aus. Warum denken wir nicht einfach von den Leuten her und präsentieren unser sehr gutes Angebot in einer ihnen gemäßen Art und Weise?

Hier wird deutlich, dass sich ganz unabhängig von Pfarreizusammenführungen die Wirklichkeit, in der wir Liturgie feiern, sehr verändert hat. Rainer Bucher formuliert es treffend: „Wir leben auch religiös längst in Zeiten der irreversiblen Unüberschaubarkeit, in Zeiten der religiösen Selbstbestimmung, in denen Nähe eher mit Anonymität und Flüchtigkeit gekoppelt ist [...]. Erkennbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit sind heute notwendige Kategorien einer Kirche, die [...] vor Ort präsent bleibt, sich aussetzt und anbietet.“⁵ Für uns Priester bedeutet das eine andere Rollenbeschreibung. Das biblische Bild vom Hirten und der Herde (vgl. 1 Petr 5), das früher benutzt wurde, um das Verhältnis zwischen Pfarrer und Pfarrei zu beschreiben, passt nicht mehr. Vielmehr gleichen wir den 72 Jüngern, die der Herr je zu zweit aussendet, damit sie Frieden und Heilung bringen und die Ankunft des Reiches Gottes verkünden (vgl. Lk 10).

Zurück zu unserer Pfarrei. Hier gab es bis vor kurzem ein katholisches Milieu. Reste davon sind noch erkennbar. Das versuchen wir zu nutzen. So wünschen die Angehörigen bei schätzungsweise 80% der Beerdigungen, dass eine Messe gefeiert wird. Dem Wunsch entsprechen wir gerne, kommt doch gerade beim Begräbnis dieser Feier von Tod und Auferstehung Jesu eine besondere Bedeutung zu. Natürlich predigen wir dann auch, denn hier erreichen wir viele Personen, die sonst nicht zur Kirche kommen. Bei ca. hundert Beerdigungen pro Jahr bedeutet das einen erheblichen Arbeitsaufwand, den wir nur leisten können, weil wir im regulären Wochenbetrieb Messen gestrichen haben. Es gibt in der Gemeinde zwei entgegengesetzte Tendenzen: die regelmäßige Teilnahme an der Sonntags- und Werktagsmesse geht eher zurück, die Anzahl der Kasualien hingegen und die Teilnahme an anderen einmaligen Gottesdiensten (z. B. Einschulung, Schulentlassung, Erstkommunion, Weihnachten) steigt oder bleibt gleich.

Auch bei Taufen (ca. 100 pro Jahr) und Trauungen (ca. 25 pro Jahr) investieren wir Zeit und Mühe. Mindestens ein persönliches Gespräch mit den Taufeltern und Brautleuten ist Standard und individuelle Gestaltungswünsche werden unter Rücksichtnahme auf liturgische Vorgaben weitgehend berücksichtigt.

Die Erfahrung zeigt, dass der jeweils vorgesehene Ritus als ansprechend erlebt wird, wenn er sorgfältig zelebriert und mit persönlichen Elementen an den dafür vorgesehenen Stellen angereichert wird. Viele sagen hinterher lobend: „Es war so persönlich!“, obwohl der objektive Rahmen vollständig eingehalten wurde. Das ist zum großen Teil der Beziehung zu verdanken, die durch die vorhergehenden Gespräche entstanden ist. Im Laufe der Jahre sind

⁵ Bucher (2010) 17.

die Kasualien ein wichtiger Baustein zum Aufbau der Gemeinde geworden. Es hat sich bei uns herumgesprochen, dass man „da gut hingehen“ kann, und so hat die Kirchengemeinde ein positives Image gewonnen.

Wir arbeiten aber an unserer Belastungsgrenze. Die Fusion bringt ja nur beim feststehenden liturgischen Wochenprogramm die Chance zur Kürzung. Die Anzahl der Kasualien hingegen bleibt gleich, muss aber von weniger Priestern geleistet werden. „Es hört nie auf“, klagte ein Nachbarpfarrer – will sagen: ständig kommt wieder eine Anfrage nach einer Beerdigung, steht eine Taufe oder eine Trauung bevor. Das zehrt an den Nerven. Da wäre es sehr wünschenswert, wenn die Kirchenleitung strukturelle Hilfe leisten würde, beispielsweise dadurch, dass getaufte Christen vermehrt in die Lage versetzt werden, eine Beerdigung vorzunehmen.

Auf Gemeindeebene versuchen wir, Laien als Gottesdienstleiter zu schulen. Hier machen wir ganz kleine Schritte, weil der große Wurf noch nicht möglich ist. Es beginnt damit, Laien in die Gottesdienstvorbereitung mit einzubeziehen, sie als Lektoren, Kantoren und Kommunionsspender zu schulen und sie zu ermutigen, Gottesdienste (z. B. mit Kindern oder anderen Gruppen) zu leiten. Manchmal gelingt es schon, Gottesdienste zu feiern, die zwar keine Messen sind, aber dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – die Herzen tief anrühren.

In der diesjährigen Fastenzeit hatten wir ein Kunstprojekt in der Pfarrkirche. Der Künstler Stefan Knor⁶ baute eine Pietá-Skulptur mit einer Tuch- und Lichtinstallation auf. Dazu gab es ein reichhaltiges Gottesdienstprogramm, zu dem auch meditative Abendgebete gehörten. Sie waren Höhepunkte des gottesdienstlichen Lebens in unserer Gemeinde. Wichtige Elemente waren Stille, meditative Gesänge, Eigenbeteiligung durch selbstformulierte Gebete und das Entzünden von Kerzen sowie der persönliche Segen. In Zukunft werden wir einmal im Monat an einem Sonntag solche meditativen Abendgebete in ökumenischer Zusammenarbeit anbieten. Sie müssen heutigem ästhetischen Empfinden entsprechen und einen Ruhepol in der alltäglichen Hektik darstellen, dann sind sie für die Menschen hilfreich.

Ich bin überzeugt, dass sich jede Mühe um liturgische Qualität lohnt. In großen pastoralen Räumen ist dazu eine Reduktion des regulären Gottesdienstprogramms nötig. Wer versucht, an möglichst vielen Orten zu retten, was zu retten ist, brennt irgendwann aus. Besser ist es, bei gut gestalteten Gottesdiensten immer wieder ein brennendes Herz zu spüren, weil es gelungen ist, die Worte des Herrn zu verstehen und seine Gegenwart in der Mitte der Seinen zu spüren (vgl. Lk 24,13–35). Dann kommen die Menschen und lassen sich anstecken. So werden sie auf lange Sicht dazu befähigt, an den Orten, wo sie leben, Kirche zu sein und ihren Glauben zu feiern – aus eigener Taufberufung und ohne falsche Abhängigkeit von liturgischen Profis.

⁶ Vgl. www.lumentenebris.de.

Literatur

- Bucher, Rainer, 2010: *Priester des Volkes Gottes. Gefährdungen – Grundlagen – Perspektiven*. Würzburg: Echter.
- Hembrock, Matthias, 2005: „Nehmt und trinkt alle ...“ Erfahrungen mit der Einführung der *Kelchkommunion*, in: Gottesdienst 39, 17–19.
- Hembrock, Matthias, 2007: *Nach sechs Wochen. Das Gedächtnis der Verstorbenen angemessen gestalten*, in: Gottesdienst 41, 54.
- Hembrock, Matthias, 2011: *Eine Fusion feiern? Die Zusammenführung von Pfarreien liturgisch begehen*, in: Gottesdienst 45, 36–37.
- Hembrock, Matthias, 2011a: *Drei Gemeinden – ein Triduum*, in: Gottesdienst 45, 20–21.